

Ein postfundamentalistischer Ausblick

Die Analyse des krisengezeichneten Spaniens legt dar, dass das klassische Plädoyer des Poststrukturalismus, wonach die sozialen Verhältnisse immer auch anders sein könnten, nicht abstrakt bleiben muss, sondern empirische Evidenz beanspruchen kann. Der Mobilisierungszyklus der Empörung beweist, dass sich tradierte Werte und Normen, Praktiken und politische Institutionen selbst in einer gefestigten liberal-demokratischen Ordnung wie der spanischen sehr rasch verändern können. Zwischen 2011 und 2016 erschüttert die neue Gegenhegemonie der Empörung, gemeinsam mit einer dramatischen Wirtschaftskrise, die spanische Gesellschaft grundsätzlich. Die radikalisierte Demokratie und die egalitäre Gesellschaft, welche die Indignados mit ihren Protestcamps im Frühjahr 2011 einfordern und vorleben, wird in einer politisierten Zivilgesellschaft verstetigt und zieht mit neuen Parteiprojekten, allen voran das linkspopulistische von Podemos, wirkmächtig in das politische System ein.

Dass in letzter Instanz dieser soziale Wandel durch eine ihrerseits sich wandelnde Kultur der Transition aufgefangen wird, indem er in einer dreifachen Bewegung delegitimiert, neutralisiert und partiell integriert wird, zeigt jedoch ebenfalls: Das poststrukturalistische Postulat für *Kontingenz*, für die prinzipielle Veränderbarkeit des Sozialen wird erst dort stichhaltig, wo es ein Denken der *Ordnung* des Sozialen ergänzt. So disruptiv gewisse Phasen der Mobilisierung, des Aufruhrs oder der Entstehung neuer Parteien – in Spanien wie anderswo – punktuell sein mögen, unweigerlich kommt das, was Žižek als »der Tag danach« bezeichnet. In dieser Studie ist dies dort der Fall, wo erst der Mobilisierungszyklus der Indignados abebbt und dann die Hochphase des von Podemos angeführtem Linkspopulismus endet. Demgegenüber erfährt die hegemoniale Kultur der Transition eine politische Reaktivierung, die zumindest mittelfristig, in die 2020er Jahre hinein, die gewachsene Gesellschaftsordnung stabilisiert.

Und doch griffe es zu kurz, das Begriffspaar Kontingenz und Ordnung so zu dichotomisieren, dass auf der Seite der Gegenhegemonie der Empörung nur der disruptive politische Wandel und auf der Seite der hegemonialen Kultur der Transition nur die unverrückbare Ordnung stünde. Kontingenz und Ordnung bilden keine Gegensätze, sie sind verschachtelt. Die Stabilität der tradierten Ordnung erklärt sich maßgeblich durch ihre Wandelbarkeit, die disruptive Kraft des rekonstruierten Wandels verweist auf seine ordnungsbildende Dimension. Auf letzteres, den *ordnenden Wandel*, kam es dieser Arbeit

besonders an. Mein Begriff von Hegemonie definiert diese als ein Diskursgefüge, das weder ad hoc entsteht noch vergeht, sondern sich in Zeit und Raum, als Ensemble vervielfältigter Zeichen, verkörperter Praktiken und materialisierter Infrastrukturen entfaltet. Jede Artikulation ist eine Praxis. Selbst dort, wo sie sich rasant beschleunigt – etwa bei den Platzbesetzungen im Frühjahr 2011 oder dem Wahlzyklus von 2015 –, bleibt die Dynamik der Artikulationspraxis gebrochen, besitzt stets eine gewisse Trägheit. Jede Diskursbewegung bewegt sich teilweise auf bereits sedimentierten Spuren und hinterlässt ihrerseits strukturierende Spuren. Jede Artikulation geschieht als diskursive Tiefenstruktur, die zu einer so detaillierten wie gleichzeitig umfassenden Analyse auffordert.

Der Begriff der Fokussierung als einer kollektiven, strukturierten Performativität und mein Verständnis von Kollektiven, die zwischen virtuellen Zeichen und sinnlicher Anwesenheit oszillieren, verdeutlichen: Politische Artikulationen geschehen nicht in einem Vakuum, sie sind konkrete Prozesse in der Gesellschaft, mehr noch, sie bringen Gesellschaft hervor. Die erweiterte Hegemonietheorie, die diese Studie entwickelt hat, legt ihren Fokus nicht mehr wie noch Laclau/Mouffe auf sozialontologische Großbegriffe wie »der Antagonismus«. Vielmehr begreift sie das Moment des Politischen, also die parallele Stiftung und Infragestellung sozialer Verhältnisse, als einen schrittweisen *Prozess der Vergesellschaftung*.

Exemplarisch dafür, wie sich eine erweiterte Hegemonietheorie von einer Theorie des Politischen im engen Sinne zu einer politischen Gesellschaftsanalyse im weiten Sinne fortentwickelt, steht der Begriff des verdichtenden Passagenpunktes. Passagenpunkte sind keine Realabstraktionen, Passagenpunkte gibt es. Sie halten Diskursgefüge zusammen, indem sie deren Elemente aufeinander beziehen und mit dieser Verbindung die Identität der Elemente verändern. Der Passagenpunkt ist – wie bei Laclau/Mouffe – ein symbolischer Knotenpunkt, er stiftet jedoch zugleich – wie in der Akteur-Netzwerktheorie – materielle Verbindungen. In dieser Studie avancierte die Institution der *Versammlung* zu einem derartigen *verdichtenden Passagenpunkt*. Erst die Vervielfältigung von Asambleas erklärt, wie zwischen 2011 und 2016 eine politische Alternative, die Gegenhegemonie der Empörung, entsteht und wie diese Alternative die spanische Gesellschaft in Teilen umgestaltet. Die Versammlungen sind in einem doppelten Sinne demokratische Labore. Erstens wird in ihnen präfigurativ die Ordnung vorgelebt, welche die Indignados sowie Podemos für die Gesamtgesellschaft anstreben. Die deliberative, symmetrische und inklusive Praxis in den Versammlungen zeigt, dass eine demokratische Existenzweise normativ wünschbar und praktisch möglich ist. Als derartige Praxis avanciert die Asamblea, zweitens, zum wirkmächtigen Symbol der Krise der vorherrschenden Hegemonie und ihrer Infragestellung durch eine radikalisierte Demokratie. Die Versammlung ist das Zeichen eines Neuentwurfs von Gesellschaft, der sich von den Postulaten des repräsentativen Systems genauso wie von denen des kapitalistischen Wirtschaftens verabschiedet.

Dass dieser Bruch letztlich unvollkommen bleibt, hängt nicht nur mit der makrologischen Reartikulation der Kultur der Transition zusammen. Es erklärt sich auch dadurch, dass der verdichtende Passagenpunkt »Versammlung« in der spanischen Gesellschaft durch eine Vielzahl anderer Passagenpunkte aufgewogen wird. Der Nimbus des sozialen Wandels, wie er sich in der Gegenhegemonie der Empörung verkörpert, darf nicht verdecken, dass die tradierte Ordnung in einer Vielzahl von Gesellschaftsbereichen

produziert und reproduziert wird. Dass der Begriff des Passagenpunktes bisher nicht in der politischen Soziologie, dafür aber, angetrieben durch Stewart Clegg, äußerst rege in der Organisationssoziologie angewendet wird, ist kein Zufall. Die von Clegg betriebene und an ihn anschließende Forschung gebraucht den Begriff des Passagenpunktes als Schlüsselbegriff, um die *circuits of power* aufzuschlüsseln, die jeden Wirtschaftsbetrieb in eine komplexe Machtordnung verwandeln. Ohne die konzeptuellen (und methodologischen) Schwierigkeiten kleinreden zu wollen, die bei der Verbindung der hiesigen Diskursanalyse mit einer organisationstheoretischen Perspektive wie jener Cleggs entstehen würden, bleibt doch festzuhalten, dass perspektivisch der hier entwickelte Ansatz auf solch eine Synthesebemühung zielt. Radikaldemokratische Gegenhegemonien sind gelebte Kulturen, doch tradierte Hegemonien sind es ebenfalls. Im Fall Spaniens und über ihn hinaus heißt das: Um zu erkunden, ob und wie sich eine soziale Ordnung stabilisiert oder in die Krise gerät, ist der Blick auf die politische Sphäre und in die Zivilgesellschaft notwendig, doch *nicht* ausreichend. Im Staatsapparat und in der Sphäre der Ökonomie wird die etablierte Ordnung genauso, ja für die Alltagspraxis oftmals wirkmächtiger produziert und reproduziert. Für Spanien wie anderswo gilt, dass in jedem privatwirtschaftlichen wie öffentlichen Bereich Passagenpunkte wirken, die individualisierte, asymmetrische und wenig oder überhaupt nicht demokratische Verhältnisse für Millionen Menschen zur gelebten Realität machen. Die Geltung einer bestimmten Gesellschaftsordnung ist nicht abstrakt, sie prägt offen wie latent verschiedenste soziale Bereiche, um dort reproduziert und eigensinnig verschoben zu werden. Es gilt die Lösung: Um die Basislegitimität der Hegemonie, die Geltung von Ordnung *als* Ordnung zu erfassen, ist ein Ansatz vonnöten, der als querschnittartige Gesellschaftsanalyse antritt.

Eine querschnittartige Gesellschaftsanalyse insofern, als sie sich nicht a priori auf eine soziale Sphäre kapriziert, sondern die sphärenübergreifenden Strukturmerkmale und Brüche kenntlich macht, die eine Gesellschaft prägen. Querschnittartig müsste diese Analyse aber auch hinsichtlich der von ihr gebrauchten Methoden sein. Ein facettenreiches Diskursgefüge bedarf eines nicht minder facettenreichen Sensoriums, um es zu sezieren. Die in dieser Studie triangulierten Verfahren der Diskursanalyse, der Ethnographie und der Leitfadenterviews weisen einen Weg, der gleichzeitig die vier Dimensionen von Zeichen, Praxis, Sinnlichkeit und Geschichtlichkeit in den Blick rückt. Diese holistische Analyse ist hier explorativ erprobt worden, sie bedarf ohne Zweifel weiterführender Forschung. Querschnittartig ist die angepeilte Gesellschaftsanalyse jedoch auch und vor allem, weil sie eine disziplinäre Scharnierstellung einnimmt. Mein Ansatz entfaltet sich in der Spannung zwischen Sozialtheorie, politischer Theorie und empirischer Sozialforschung, er bemüht sich darum, die Erkenntnisse in einem Feld auf die jeweils anderen zurückzublenden. Puristische Denkerinnen des Politischen dürfte irritieren, dass dadurch die fundierende Kraft des Antagonismus relativiert wird. Strenge Sozialtheoretiker, dass dynamische politische Artikulationen Gesellschaft hervorbringen. Reine Sozialforscherinnen, dass die empirische Analyse immer schon begriffsgelenkt war. Dem würde ich entgegenhalten: Ein solch konstitutiv *unreiner* Ansatz ist die notwendige Voraussetzung einer postfundamentalistischen Sozialtheorie, wie sie sich am Horizont dieser Arbeit abzeichnet.

Eine derartige Sozialtheorie denkt die instituierende Dynamik politischer Artikulationspraktiken zusammen mit der Ordnung und dem Beharrungsvermögen sozialer

Strukturen, und sie tut es empirisch wie konzeptuell. Dieser Ansatz bewegt sich wesentlich in der Grauzone zwischen verschiedenen Disziplinen und Theorietraditionen, er stellt zwischen ihnen einen Dialog her, der im Zuge von Ausdifferenzierung und Spezialisierung leider zu selten bleibt. Im Geiste dessen, was das Institut für Sozialforschung bereits im Jahr 1956 (30f.) annahmte, begreift eine postfundamentalistische Sozialtheorie die Gesellschaft in der »unauflösbaren Einheit« von Statik und Dynamik. Ein solcher Ansatz hält weder nur das Politische als die Instituierung sozialer Verhältnisse oder nur das Soziale als deren Sedimentierung hoch. Spannend ist vielmehr, wie beide Momente zusammenwirken, wie sie Gesellschaft als ein unebenes, da hegemonial verfasstes Terrain hervorbringen. In diesem Terrain findet der konturierte Ansatz sein zentrales Betätigungsfeld, hier zeichnet er nach, wie hegemoniale Projekte zu Kulturen sedimentieren und Existenzweisen kreieren, wie Hegemonie ausgeübt wird und gelebt werden muss. Doch gleichzeitig interessiert diesen Ansatz, wie um Hegemonie gerungen wird, wie Gegenentwürfe die vorherrschenden Zustände in Frage stellen, um demgegenüber eine alternative Ordnung zu postulieren und zu instituieren. Eine solche Sozialtheorie bleibt offen für eine politisch getriebene Kontingenz, ohne sie zu überhöhen. Denn die historisch gewachsene Ordnung lässt sich nur schwer und immer nur partiell verändern. Mehr noch, der soziale Wandel muss selbst sedimentierend wirken, um Gesellschaft nachhaltig zu verändern.

So erweist sich eine postfundamentalistische Sozialtheorie als riskante Unternehmung. Gegenüber der Überhöhung der Kontingenz mahnt sie zur Ordnung, gegenüber dem Objektivismus zur Offenheit vis-à-vis den ständigen Neugründungsversuchen des Sozialen. Sie verdichtet eine Theorie des Diskurses, des Konfliktes, des Sozialen und der Hegemonie zu einem umfassenden Forschungsprogramm. Umfassend auch deshalb, weil dieses Programm nur als engagiertes empirisches Projekt, als Sozialforschung im emphatischen Sinne, realisierbar wird. Die wohl wichtigste Eigenschaft einer postfundamentalistischen Sozialtheorie müsste darin liegen, dass sie die Strukturhaftigkeit von Gesellschaft erkundet und sich gleichzeitig fortwährend vom Neuen in der Gesellschaft überraschen lässt, um aus ihm zu lernen. Die spanischen Indignados und der von ihnen ausgelöste soziale Wandel haben sich als ein derartiges Lernfeld erwiesen. Xavier Domènech gibt ein treffendes Schlusswort:

Der wichtigste Beitrag der Indignados besteht darin, erneut erfahrbar zu machen, dass a priori nichts feststeht. Die Versuchung, das *Geschehene* rasch zu verschriftlichen, darf nicht verbergen, dass nichts festgeschrieben ist. Wir wussten nicht, ob es passieren würde, wir wünschten es, ohne es zu wissen. Und als es geschah, war es nicht so, wie wir es uns vorgestellt hatten – und genau deshalb gefiel es uns. Darüber nachzudenken gibt uns Werkzeuge an die Hand, aber sich auf unverrückbare Wahrheiten oder Prinzipien festzulegen, würde uns nur am Gehen hindern. (Domènech 2014: 69, H. i. O.)